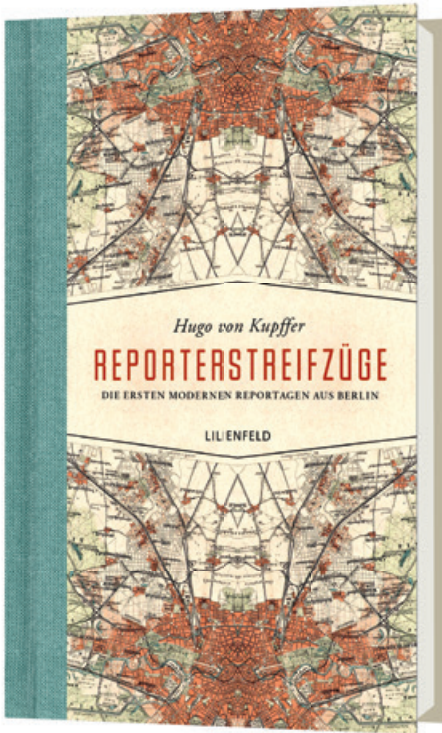




LILIENFELD
VERLAG

Leseprobe



HUGO VON KUPFFER
REPORTERSTREIFZÜGE
Die ersten modernen Reportagen aus Berlin
© Lilienfeld Verlag
ISBN 978-3-940357-74-8

Vorwort

zur Buchausgabe
(1889)

Nur wenige Worte der Einführung – fast möchte ich sagen, der Entschuldigung – will ich diesem Werkchen, dem Ergebnisse so mancher ernsten und lustigen journalistischen Erforschungsfahrt, vorausschicken. Die Entschuldigung sei nur angesichts der Ansprüche der Kritik an den Begriff »literarischer Wert« ausgesprochen. Muß eines jeden Schriftwerkes Tugend in Diesem vornehmlich bestehen, so konnten die nachfolgenden anspruchslosen Seiten füglich ungeschrieben bleiben. Wenn ich zu ihrer Empfehlung als Autor überhaupt etwas sagen darf, ohne dem nachsichtigen Leser gegenüber die Grenzen der Bescheidenheit zu überschreiten, so nehme ich für die Resultate meiner journalistischen Streifzüge allenfalls einen kulturhistorischen Wert in Anspruch. Diesen leite ich von dem Umstande her, daß die nachfolgenden Bilder nicht am bequemen Schreibtische des phantasiereichen Feuilletonisten gemalt, sondern mit beträchtlicher Nichtachtung gegen die »ästhetischen« Gesetze der Feuilletonproduktion, nach der Natur gezeichnet sind. Sie sollen sich von den zahllosen »Bildern aus dem Berliner Leben« ebenso unterscheiden, wie ein mit wahrer oder eingebildeter Künstlerschaft ausgeführtes Ölbild von einer unretouchierten Momentphotographie.

Zu diesem Behufe wählte ich den Weg eigener Anschauung und persönlicher Unterredung. Bei den »Streifzügen«, von denen ich auf den nachfolgenden Blättern erzähle, schwebte mir der echte amerikanische »Reporter« vor, welcher hier nur dem Namen nach existiert und bei unseren fast noch embryonischen, stark beengten, zum Teil noch zopfigen Preßverhältnissen, auf deutschem Boden jetzt auch noch nicht gedeihen kann. Wie der amerikanische Reporter – da ihm als gesellschaftlich wohl angesehenem Menschen Thür und Thor allenthalben offen stehen – auf Grund persönlicher Unterredungen, sogenannter »Interviews« sich in seinen Schilderungen einer oft gradezu frappierenden Realistik befleißigt, wie er mit dieser Realistik Dinge und Menschen schildert, und zwar interessant schildert, welche bei oberflächlicher Betrachtung kaum interessant genug erscheinen, so habe ich nach den gleichen Grundsätzen es versucht, meine Themata zu wählen und sie zu bearbeiten.

Es sind somit die nachfolgenden Schilderungen zum Teil aus Gebieten geschöpft, welche dem großen Publikum fernstehen, andernteils erzählen sie aus ganz nahestehenden Gebieten Details, nach welchen der Großstädter oft in traulichem Selbstgespräche sich fragt, ohne eine Antwort darauf zu finden. Es ist eine unzweifelhafte Thatsache, daß so mancher Berliner gern wissen möchte, auf welcher Basis geschäftlicher Hoffnungen und Einrichtungen die Wiener Cafés in der Reichshauptstadt gleich Pilzen aus der Erde emporschießen, welche Gedanken und Empfindungen den Mann bewegen, der in der düsteren Morgue seines traurigen Amtes waltet, wie der Mann der äußersten, blutigen Gerechtigkeit, der Scharfrichter, lebt und denkt und sich bewegt! – –

Diese und ähnliche Dinge habe ich versucht in diesem Büchlein zu erörtern, nachdem ich selbst allen diesen Verhältnissen mit dem forschenden Auge und dem fragenden

Munde des Reporters gegenübergetreten bin. Ist es mir gelungen, hiermit neue Streiflichter auf die erörterten Erscheinungen zu werfen und dabei auf kurze Zeit des Lesers Interesse zu fesseln, so ist die Mission dieser Blätter erfüllt.

Berlin, im Februar 1889.

Der Verfasser.

Von zarter Hand!

Es ist schon eine ganze Reihe von Jahren her, da blühte in der Kommandantenstraße ein jetzt noch existierendes Kellerlokal für »Wein und echte Biere«, dessen Inneres recht geschickt dem Verdeck, resp. den Kajüten eines Schiffes nachgebildet war. Ein durch die Mitte des ersten Kneipzimmers gehender Mast mit Andeutung von Raaen, ein gedrucktes Schiffsreglement und ein gemalter Steuermann, mit dem man laut Plakat »während der Fahrt« nicht sprechen durfte, vervollständigten gleich beim Eintritt die Illusion.

Aber so recht hinein in das Schiffsleben »An Bord der Gazelle« (so hieß dies merkwürdige Institut) wurde man erst versetzt, wenn einen die schmucken Bier-Nymphen mit dem unauslöschlichen Durst umschwirrten. Diese trugen nämlich – Matrosenkleidung genau nach bekanntem Theatermuster, welches den Seeleuten mit unbarmherziger Strenge unmögliche »Pumphosen«, unmögliche Jacken und unmögliche Strohhüte vorschreibt.

Ich habe keinerlei Veranlassung, das ausgelassene Treiben, welches an »Bord der Gazelle« herrschte, hier zu schildern. Zur Beruhigung aller Ehefrauen, welche nachträglich vielleicht in Erfahrung gebracht haben, daß ihre schlechteren Hälften dieses Bierfahrzeug besucht, will ich nur versichern, daß das Schlimmste, was den Gästen dort passieren konnte, darin bestand, daß diese mehr oder minder anmutigen Matrosen staunenswerte Vorliebe für alle Getränke, die über dem alkoholischen Niveau gewöhnlichen Flaschenbiers stehen, zum Schaden des Geldbeutels der Besucher, aber

unter Entwicklung von »Jeist und Jrazie« geltend zu machen verstanden.

Diese Dinge in dieser Form gehören in Berlin längst zu den gewesenen. Die Hand der Sicherheitsbehörde fuhr der »Gazelle« in die Takelage und störte auch die Zirkel aller anderen Bierstuben, welche als Hauptmagnet sich kostümierter Kellnerinnen bedienten. Die Verschärfung der Polizeistunde that hiernach das Ihrige, die Zunahme des allgemeinen großen Welt-»Dalles« dezimierte die Schar der Weingäste, die viel gutes Geld für wenig schlechten Wein (den die Kellnerinnen tranken) zu geben bereit waren, und ein großer Teil der Lokale, in denen von zarter Hand bedient wurde, schlummerte ein oder fristete mit den verräucherten Portieren und den verblaßten Plüschmöbeln ein klägliches Dasein.

Jetzt hat sich auf diesem Gebiete in Berlin unendlich viel verändert. Seitdem die strenge Anmeldungs-Kontrolle im Kellnerinnenwesen eingeführt ist und gar das polizeiliche Machtwort alle diejenigen Elemente aus der Armee derer »von der zarten Hand« entfernt hat, welche noch unter einer anderen, unangenehmeren Kontrolle stehen oder standen, da beginnt sich das Berliner Kellnerintum in seiner durchaus eigenartigen Form arg zu verändern, ja selbst bedeutende Spuren des »Allewerdens« zu zeigen.

Es wird hohe Zeit, daß man es fixiert. Diese Aufgabe zu erfüllen war langwieriger und schwieriger, als es den Anschein hat, sie repräsentiert auch ein stattliches Resultat genossen Bieres in widersprechendster Qualität.

Man hat zuweilen in den Blättern »Kellnerinnen-Romane« gelesen und dürfte in folgedessen geneigt sein, unter den Bier-Heben der Residenz allerlei Romantik zu suchen.

Ich habe unendlich wenig Romantik unter ihnen gefunden. Meine in zahllosen Fällen gestellte Frage: »Wie sind Sie Kellnerin geworden?« erzielte in den allermeisten Fällen das näm-

liche Resultat: Zwistigkeiten mit den Eltern, Mangel an Verdienst in der Verkäuferinnenbranche. Selten einmal bemerkte ich, daß die gewaltsam »Interviewte« den Kopf auf die Latzschürze niedersenkte und seufzend einige Andeutungen über betrogene Liebe und dergl. machte.

Als thatsächlich habe ich allerdings Fälle festgestellt, in denen Kellnerinnen, bei denen sich in echt menschlicher Weise der Leichtsinn mit großer Gutmütigkeit paart, Studenten, denen sie ihre Liebe zugewandt, vollständig erhalten und ihnen pekuniär durch sämtliche Examina geholfen haben. Das Ende vom Liede ist natürlich meistens gewesen, daß der Herr »Ausstudierte« die Grete, Irma, Mary oder Elly – sitzen ließ. Darin liegt allerdings ein Stück von Liebesromantik. – Übrigens hat die Berliner Kellnerin auch wenig Zeit und Gelegenheit zur Pflege sentimentaler Gefühle, mit Ausnahme der Fälle, wo sie sich in diesen oder jenen »Stammgast« verliebt und diesen zu ihrem sogenannten »soliden Verhältnis« erhebt.

Die Kellnerin unterscheidet sich hier von ihren sächsischen und bayrischen Kolleginnen vollständig dadurch, daß sie viel weniger Dienerin, Schenkmädchen, als – Gesellschaftsdame sein muß. Zum wildfremden Gaste setzt sie sich ganz in Ehren hin und eröffnet je nach der Art des Lokales, des Gastes oder auch ihrer eigenen Individualität entweder ein Kreuzfeuer von Koketterie und giebt sofort untrügliche Zeichen quälenden Durstes, oder sie sagt »Na, schmeckts?« und spricht vom Wetter.

Wir sind angesichts dieser Verschiedenheit des Dialogs bei der Klassenteilung der Kellnerinnen angelangt, welche durchaus der Klassenteilung der mit »zarten Händen« behafteten Restaurations-Lokale entspricht.

Es ist viel gegen die Kellnerinnen-Bedienung geeifert worden, ehrlich und unehrlich, von prüden Heuchlern, die den

Schein wahren wollen oder müssen, von ehrlichen Beobachtern der einschlägigen Verhältnisse und von hereingefallenen Gimpeln, die sich in irgend einer »Animierkneipe« haben rupfen lassen. Die Vorwürfe sind zumeist sehr berechtigt, soweit die letztgenannten Lokale, für welche ich den in jenen Kreisen üblichen technischen Kraftausdruck gebraucht habe, in Betracht kommen. Eine Kneipe, in der »animiert« werden muß, ist ein Tempel für »Wein und echte Biere«, welcher sich durch eine große oder geringe Eleganz, eine Art von Boudoir-Charakter, auszeichnet, und in dem meist nur Flaschenbiere verschänkt werden, die bald Kitzinger, bald Erlanger, bald den dunklen Namen »Export« tragen, in denen aber auch jeder als ein »Schlamassel« angesehen wird, der sich nicht zum Weintrinken »animieren« läßt. Das Animieren hat die Kellnerin zu besorgen. Selbstverständlich liegt schon etwas »Animierendes« in der Toilette, die mehr salonmäßig als schankmäßig ist. —

Es sind manche imponierend hübsche, ja schöne Gestalten unter diesen Mädchen, manche, die mit verführerischem Liebreiz dem Gimpel zu imponieren verstehen — manche aber auch tragen im Gesicht den Stempel durchwachter Nächte, den Einfluß des Tabakrauchs und des Alkoholgenusses. Sie »klappern mit den Augen«, sie drängen und schmeicheln, und bitten und flehen, bis das Opfer entweder in Verzweiflung das Lokal verläßt, oder der niederschmetternden Verachtung sämtlicher Kellnerinnen anheimfällt, oder endlich sich herbeiläßt, den »Durst« der Hebe zu befriedigen, welche mit eiserner Konsequenz gewöhnliche Biere verschmählt und es unter Glühwein, Eiergrog und dergl. niemals thut.

Das vornehmste Strebeziel ist natürlich, Wein oder gar Sekt an den Mann zu bringen. Ein Wirt gestand mir ein, daß in diesem Punkte die Interessen der Kellnerin mit denen ihres Prinzipals solidarisch seien.

Zunächst wird sie überhaupt nur unter der Bedingung engagiert, daß sie nach allen Regeln der Kunst zu »animieren« versteht, bezw. entlassen, wenn sie diese Fähigkeit nicht besitzt. Dann aber erhält in den meisten Lokalen dieser Art die Kellnerin für jede verkaufte Flasche Wein 50 Pfennige und für Sekt gar 1 Mark. –

Man kann sich denken, daß eine talentierte Hebe alle Schleusen ihrer Beredsamkeit und Liebenswürdigkeit springen läßt. Geradezu frappiert hat mich hierbei das Talent dieser Mädchen, auf die Eigenarten ihrer Gäste einzugehen. Ich habe beobachtet, wie sie mit wunderbarem Takt auf den Ton einzugehen verstehen, welchen die verschiedenen Gäste anschlagen. Mit den Rüden verstehen sie Zoten zu reißen, den Ernstern gegenüber spielen sie mit dem Geschicke einer Komödiantin die Sentimentale – nur um ihr Ziel zu erreichen. Ist einmal ein Gimpel mit recht wohlgefülltem Portemonnaie ins Garn gegangen, so lassen die sämtlichen »Mamsells« des Lokals die andern biertrinkenden Proletarier sitzen und helfen am Tische des schließlich in eine Art von Spendierwut hinein Animierten die Gläser leeren ...

Ich erinnere mich, daß einmal auf Grund statistischer Aufstellungen berichtet wurde, ein auffällig großes Kontingent zu den Magenkranken in den Berliner Krankenhäusern stellen die Kellnerinnen. Das kann für den, welcher das Treiben in diesen »Animierkneipen« nur einmal gesehen, nicht verwunderlich sein.

So verschieden nun, wie die »Bayrisch-Bierstuben«, in denen solides Faßbier zu 15 Pfennig von »zarter Hand« kredenzt wird, von den oben geschilderten Lokalen sind, so verschieden sind auch die in diesen Lokalen bedienenden »Mamsells« von ihren fashionablen und etwas zweifelhafteren Kolleginnen. Ich habe mit einigem Staunen konstatiert, daß verschiedene Mädchen in diesen einfachen Bierstuben auf die Frage:

»Waren Sie schon einmal in einem Weinlokal?« in einen förmlichen Paroxysmus von sittlicher Entrüstung ausgebrochen sind.

Die Kellnerin der Bayrisch-Bierstube zeichnet sich weniger durch elegante Toilette, als durch eine Massenfaltung von weißer Schürzenfront aus. Sie ist vielleicht keine Tugendheldin, kann zuweilen Bier trinken, wie ein akademischer Fuchsmajor, ist auch niemals abgeneigt, die Spendierlust eines Gastes durch besondere Zuthunlichkeit zu unterstützen, aber sie ist durchaus dezenter als ihre »echte« Kollegin und darf – in der Regel sehen die Schankwirte streng darauf – keine gewaltsamen Animierungs-Experimente machen.

Auch habe ich hier nicht feststellen können, daß die Provisionszahlung für verkauften Wein Mode ist. Aber gerade diese Art von Bier-Heben ist die interessanteste. Man braucht nicht berufsmäßiger Psychologe zu sein, um mit höchstem, freilich wohl von Wehmut durchsetztem Interesse diese von Leichtsinn, Gutherzigkeit, Frivolität, Naivität, Halbbildung und gesunder Vernunft, Weltklugheit und Thorheit zusammengesetzten Geschöpfe zu beobachten.

Ernste harte Arbeit haben wohl nur wenige unter ihnen kennen gelernt. Sie sind es in ihrem Berufe gewöhnt, sofort fahnenflüchtig zu werden, wenn ihnen nur einmal ein Butterbrot vorgesetzt wird, das nicht den von ihnen beliebten Belag hat. Heute hier, morgen da. Es giebt Lokale, in denen jede Woche fast andere Gesichter erscheinen und das Anmeldebuch, in welches nach Polizeivorschrift sämtliche Personalien der Kellnerinnen eingetragen werden müssen, mit erstaunlicher Geschwindigkeit sich füllt.

Hier und da kommt es wohl vor, daß ein grober Ton des Wirtes oder eines Gastes den Augen des Mädchens Thränen entlockt, nur plötzlich, wo ihnen Bilder aus vergangenen besseren Zeiten aufsteigen – im allgemeinen aber besitzen sie

eine Virtuosität, sich ins Unabwendbare zu fügen, die einer besseren Sache würdig ist.

»Was ich verdiene?« rief lachend eine sehr korpulente Hebe auf meine neugierige Frage, während sie in ihren Blechmarken wühlte, welche am Büffet als Bezahlung (»zum Markieren« nennt man es) dienen. »Wenn nicht zu viele ›Sechser-Gäste‹ kommen, d. h. solche, die nie mehr als einen Sechser Trinkgeld geben, so sind's an 3 bis 5 Mark den Tag. Aber man kann an manchen Stellen auch 10, 20, ja auch 50 Mark pro Tag verdienen. Das sind natürlich nur seltene Fälle, wenn man einen Weingast hat, dem es auf 10 Mark Trinkgeld nicht ankommt. Die werden aber jetzt selten. Manche Kolleginnen verdienen noch nicht soviel, daß sie sich Kleider und Schuhwerk kaufen können!« Gehalt geben die Wirte nie, nur das Essen. Die Jagd nach Trinkgeldern bleibt somit wohl begreiflich.

Fast gar nicht im Publikum bekannt und doch für das Berliner Kellnerinnenwesen ganz außerordentlich charakteristisch ist die Art und Weise, wie die Wirte durch Agenten mit »zarter Bedienung« versehen werden.

Ich habe verschiedene dieser Kellnerinnen-Agenturen besucht, und – man entschuldige den starken Ausdruck – ich wurde hier und da an eine Art von Pferdemarkt erinnert. Mein wohlbelebter Cicerone – ein Berliner Bierwirt – untersuchte mit scherzhaftem Eifer bei der einen der harrenden Damen – die Zähne, als wolle er ihr Alter feststellen. In kleinen, mehr oder minder komfortablen Zimmern sitzen da die Damen und harren der Arbeitgeber. Es bedarf wohl kaum der Versicherung, daß da nicht die Stille einer Kirche herrscht. Hier ist die Börse, wo die Erfahrungen, welche in den verschiedenen Dienststellen gemacht sind, ausgetauscht werden.

Da schnattern zwei »Echte« über die Qualität der Stammgäste bei diesem und jenem Wirt, dort erzählt eine aufgedonerte Dicke einer schüchternen Novize, wie man die Gäste

behandelt. Hier jammert eine über das schlechte Essen, das es bei X, über die kleinen Trinkgelder, die es bei Y gegeben hat. Sie kennen sich fast alle untereinander, sie wissen genau, wo die »Studenten-Mary«, die »lange Kläre«, die »böhmische Hedwig« und wie sie alle heißen, sich befinden, genau kennen sie auch ihre Qualitäten untereinander, sie wissen genau, daß die eine zu diesem Wirt, die andere zu jenem nicht paßt.

Welch' unendliche Ironie, aber auch Welch' treffende Charakteristik liegt doch in dem Plakat, das die Wand einer dieser Agenturen zierte:

**Damen, welche den Schleier nicht abnehmen,
erhalten kein Engagement!**

Ja, die Vorspiegelung falscher Thatsachen ist nicht gestattet! Die Wirte, welche dort ihre Ware aussuchen, wollen nicht durch den Schimmer getäuscht werden, den ein rosiger Schleier auf ein altes, welches Gesicht zu werfen vermag. Der Wirt muß etwas Fesches, Frisches, Junges mit heimbringen.

Und dort ist eine Thüre, hinter welcher man verdächtiges Rascheln und Flüstern hört. Ein scharfer Beobachter wird bemerken, daß sich in derselben ein Guckloch befindet. Von jenem Zimmer aus vermag der einer Kellnerin bedürftige Wirt durch Vermittelung des Guckloches seine Wahl zu treffen. Ein leidlich hübsches Gesicht fällt ihm auf, – die Trägerin wird hereingerufen. Der Agent weiß ganz genau, sowohl welchen Charakter die betreffende Schankwirtschaft hat, als auch weiß Geistes Kind die Hebe ist. Darnach schlägt er sie vor, oder rät von ihrer Wahl ab. Ja, er weiß sogar ziemlich sicher, wie hoch sich der Verdienst bemißt, welchen die Kellnerinnen in dem Lokal erzielen können. Demnach erhebt er von der Engagierten eine Vermittlungsgebühr, welche zwischen 3 und

10 Mark variiert. Eine Mark zahlt die »Mamsell« an, den Rest des Geldes holt sich der Agent ratenweise von der Kellnerin, wobei er die Gelegenheit benutzt, auch einmal ein paar Glas Bier in dem Lokal »springen zu lassen«, dessen Kundschaft er sich erfreut. Die Hebe zieht immer ein recht saures Gesicht, wenn der Agent sich zeigt und sie »abladen« muß. — —

Auf Rosen sind sie nicht gebettet, die Berliner Kellnerinnen, und die Sonne des Lebens lacht ihnen nicht. Aber — sie sind doch etwas besser als ihr Ruf.

Ich habe bemerkt, daß manche Gäste weit schlimmer sind, als die Mädchen. Sie halten es für eine Art Sport, einer Jeden mit Redensarten zu begegnen, für welche der Ausdruck »Unflätigkeit« noch wie ein Lob klingt. Wer könnte in solcher Atmosphäre ein unbeflecktes Gemüt sich erhalten?

Ob wohl die nächtlichen Gestalten, welche zu später Stunde mit den papiernen »Anstandsrollen« in der Hand nach ihren einsamen Wohnungen huschen, hier und da verfolgt von den privilegierten Nachtbummlern, ermüdet, abgehetzt voll von Bierdunst und Erinnerung an wüstes Toben oder zotige Reden, ob sie wohl dann die Last ihres Standes empfinden? Sehr Viele jedenfalls nicht. Aber in Mancher erwacht doch die gute Natur, die im Begriffe Weib sich verkörpert. Wer wirft den ersten Stein auf sie? Es soll auch vorgekommen sein, daß solch' eine Kellnerin ins Wasser gegangen ist. Der Polizeibericht sagt einfach: »Vermutlich Liebesgram!« Vielleicht war es auch Ekel am Leben! Aber was thut's? Beim Agenten sitzen noch mehr. — — — —